



Immer in guter Begleitung

Göppinger
Ringvorlesung
zur Poetik

Frühe Wunder und späte Mühen

(Gekürzter Auszug)

Auch meine Anfänge guter Begleitung durch Literatur liegen - wie bei den meisten - in der Kindheit. Die Spuren führen in eine Zeit, in der ein Telefonanschluss noch rar war, sie führen ins Allgäu, in ein kleines Dorf, in ein kinderreiches, katholisches Haus, in dem das Gesangbuch das wichtigste Buch war und in dem ich kaum über Märchen und „Heidi“ hinausgekommen wäre, hätte es nicht einen malenden Pfarrer mit einem Faible für Literatur gegeben, der eine umfangreiche, auch für die Dorfkinder zugängliche Pfarrbibliothek aufgebaut hatte. Die Romane, welche die Pfarrhaushälterin mir aushändigte, rochen ein wenig nach Weihrauch, aber auch den Duft nach Thuja verbinde ich mit Büchern. Denn ein Thujabaum diente mir, weit genug entfernt vom Haus, oft als Versteck zum Lesen. Mein frühes ‚Leseglück‘ endete mit elf. Jetzt wurde der Wechsel zur neuen Konstante in meinem Leben, wie auch später noch mehrmals. Die langen Durststrecken überbrückte ich mit Karl May und phantasierte mir weibliche Hauptrollen dazu, denn Mädchenbücher erschienen mir meist langweilig. Als Achtzehnjährige lebte ich bereits an meinem vierten Wohnort und besuchte die fünfte Schule.

Sie lag in der Nähe der Ravensburger Stadtbibliothek. Es gab viel nachzuholen und ich las ohne Plan, beglückt, inmitten all der Pubertätsverunsicherungen einen Ort gefunden zu haben, der mir Zugang zu anderen Welten ermöglichte.

Es waren Aufbruchszeiten ... Für mich aber waren sie etwas wie ein Versprechen für die Zukunft. Für mich war Literatur eng mit Bildung verknüpft, gleichzeitig war sie auch etwas, das ich mir erkämpfen, das ich verteidigen und zuweilen sogar verheimlichen musste.

Denn früh erlebte ich, dass es von Nachteil war, weiblichen Geschlechts zu sein. Es kam einem Mangel, gar einem Fehler gleich. Ein Mädchen wurde nicht gefördert, für ein Mädchen war das Einfachste schon gut genug. Dagegen stand das Aufbegehren der Frauen in den siebziger Jahren, das auch dazu beitrug, dass ich mich als katholisches Mädchen vom Lande - gegen den Willen der Eltern - an eine Universität wagte.

Anfangs war mein Schreiben auch Selbstvergewisserung, Selbstaussdruck und Selbstbehauptung, entsprang es doch oft einem Differenzlerleben und richtete sich gegen Anpassungszwänge. Aber Schreiben machte auch Spaß. Und war es nicht ebenso eine Einübung in Widerstand und Eigensinn wie eine Annäherung an Themen wie Ungerechtigkeit, Fremdsein, Schmerz- und Verlusterfahrungen?

Die Arbeit mit dem ‚Material‘ Sprache beschäftigte und faszinierte mich, ebenso deren Möglichkeiten und Grenzen, etwa die zwischen literarischem und journalistischem Schreiben und die zwischen Fiction und Faction.

Vielleicht brauchte es die Konfrontation mit Tod und Vergänglichkeit, vielleicht brauchte es das Sich-ergreifen-lassen von starken Impulsen, von Worten, Bildern und Gefühlen, die nach Ausdruck suchten, um mich zur Lyrik hinzuwenden. Wieder erwies sich der regelmäßige Umgang mit Sprache als tröstlich. Neue Sprachräume öffneten sich, jedes Wort zählte. Aber auch meine Lust am Experiment wuchs.

Aufs Schreiben muss man sich einlassen, es ist eine störbare Tätigkeit, oft am Rande der Sichtbarkeit. Vor allem aber ist Schreiben, gleichgültig, ob es sich um Lyrik, um einen kurzen oder längeren Prosatext handelt, ein Prozess, bei dem es immer um Entwicklung geht und mitunter auch darum, sich gegen Ansprüche von außen abzugrenzen. Denn längere Entwicklungsprozesse können nur unter bestimmten Bedingungen ablaufen. Deshalb entstanden die meisten meiner Erzählungen und Gedichte im vergangenen Jahrzehnt, in dem ich wieder über mehr Zeit und erweiterte Freiräume verfügte.

Schreiben war für mich von Anfang an im Umkreis des Zweifels angesiedelt.

Schreiben also im Dazwischen, zwischen Zeigen und Verbergen, zwischen Weitermachen und Aufhören, zwischen Lebenshilfe und Lebensverhinderung, zwischen Erfüllung und Kampf, zwischen Haupt- und Nebenberuf.

Ich kann die innere Notwendigkeit des Schreibens nicht erklären, ich weiß nur, dass ich dünne Haut benötige, selbst wenn dicke manchmal besser wäre. Mein Schreiben verlangt eine geschärfte Wahrnehmung, eine erhöhte Sensibilität und die Bereitschaft, verletzbar zu bleiben, sich offen zu halten und es im Offenen auszuhalten.

Manchmal glückt ja etwas.

Aber wann beginnt ein Text zu schweben, wann erreicht er jene Transzendenz, die über ihn hinausweist?

Es ist Arbeit, die Sprache zum Klingen zu bringen. Diese Arbeit zielt immer auf Genauigkeit und Klarheit ab, sucht nach einer unverbrauchten Sprache, abseits von Klischees, Moden und Mainstream.

Aber selbst der bis in die Andeutung hinein genaue Ausdruck stellt noch keine Satzmelodie, keinen Rhythmus her. Bis ein Gedicht, ein Prosatext stimmt, kann sehr viel Zeit vergehen.

Ohne den Literaturkreis würde ich oft anders lesen. Aber die Besprechung fremder Texte erfordert Distanz. Gleichzeitig ist Literatur sowohl ein über- als auch ein unterdefinierter Raum, in dem gut und schlecht, richtig und falsch relativ sind, zumal bei komplexen Stoffen und mehrdeutigen Texten. Wir lesen zu unserem eigenem Vergnügen, aber nicht nur. Denn Lesen hat auch einen Mehrwert und einen gesellschaftlichen Nutzen. Lesen ist Lebenserfahrung. Es verschafft uns Einblicke in fremde Welten, bringt uns neue Sichtweisen nahe, erzieht zu sorgfältiger Wahrnehmung, schult Einfühlungs- und Vorstellungsvermögen und erlaubt Ambiguität. Zu Zeiten, in denen der Begriff Freiheit oft für verantwortungsloses Handeln steht, kann Lesen ein tolerantes Miteinander fördern und so vielleicht auch gegen Hass, Manipulation und Fake News immunisieren.

Für mich gehören Lesen und Schreiben zusammen.

Mir bleiben die Prägungen durch die Aufbrüche und den Veränderungswillen der siebziger Jahre im vergangenen Jahrhundert. Es bleibt der innere Drang zum Schreiben, es bleiben die Ansprüche, es bleibt der Umgang, die Arbeit an und mit der Sprache und die Hoffnung auf den ganz eigenen Ton, auf den es letztendlich ankommt.